

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

21.8.1921 (No. 34)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 34



21. Aug. 1921

Leibniz an die Deutschen von heute.

Aus seinen deutschen Schriften (nach der Ausgabe von Schmied-Kowarzik) von Erich Brock.

„Es ist gewiß, daß nächst der Ehre Gottes einem jeden tugendhaften Menschen die Wohlfahrt und der Ruhm seines Vaterlandes am meisten zu Gemüte gehen soll, welches denn sowohl unsere eigene Angelegenheit — nicht allein um der Erhaltung, sondern auch um der Vergnügung willen — als auch die gemeine Schuldigkeit mit sich bringt. Der aber über seines Vaterlandes Unglück Freude bezeugen würde, den würden auch die, die ihn gebrauchen, in ihren Herzen für einen bösen und unehrlichen Menschen halten.“ (I, 3-4.)

„Einmal ist gewiß, daß patriotische Gedanken niemals mehr von Nöten gewesen als jetzt, da das liebe Vaterland je mehr und mehr entkräftet wird und die Ehre der deutschen Nation fast Not zu leiden scheint; dahingegen haben einige unserer Nachbarn an Macht und guter Anstalt also zugenommen, daß wir ohne feste Ordnung unseres Orts ihnen fast nicht mehr die Wage halten können.“ (I, 55.)

„Laut spottet man über die Vaterlandsliebe; man macht den lächerlich, der ums Allgemeine sich kümmert, und wenn ein edler Mann von dem Schicksal der Nachwelt redet, so antwortet man: Da sehe diese selbst zu! Allein es kann diesen Leuten geschehen, daß sie selbst die Leiden erfahren müssen, die sie anderen aufbehalten glauben. Wenn man sich von dieser furchtartigen Geisteskrankheit heilen läßt, so kann dem Unheil noch vorgebeugt werden; wird sie aber noch größer und schlimmer, dann wird die Vorsehung die Menschen zu heilen wissen durch den Umsturz aller Verhältnisse, der notwendig daraus entspringt.“ (I, 88.)

„Ich kenne vornehme Franzosen, denen ihre Geschäfte und Reizen Gelegenheit und Lust gemacht, unsere Sprache zu verstehen und denen ich nachsagen kann, daß sie weder aus Bewegung noch aus Eitel, sondern aus bloßer Bewunderung über unser ungereimtes Wesen mit verächtlichen Worten hervorgebrochen. Daraus haben sie denn unverhohlen gegen mich geschlossen, sie sehen wohl, daß es mit Deutschland auf die Reize komme und Einigkeit, Tapferkeit und Verstand mit einander sich verlieren, dahingegen bei ihnen überall die helle Sonne aufgehe. Wie mir dabei zu Mute gewesen, mag ich nicht wohl sagen, und laß' ich einen jeden bei sich selbst prüfen, ob er deutsches Blut in seinen Adern habe, wenn er dieses ohne Empfindung hören oder lesen kann.“ (I, 16-7.) Wie konnte es so weit kommen? Es finden sich bei Leibniz darüber gute Worte, welche wir im Oktober 1918 hätten beherzigen sollen. „Wir sperren uns bisweilen aus einer leidigen Halsstarrigkeit, unserer Obrigkeit zur rechten Zeit zu Hilfe zu kommen, und müssen hernach von fremdem Volk, so bei uns sich einlagert, uns das Mark ausaugen lassen.“ (I, 8.) — „Ist nicht vielleicht die allzugroße Blindheit das einzige, darüber man in Deutschland klagen könne? Was in diesem Kriege vorgegangen, daran sind wir selbst am meisten schuld, und da wir uns noch wollen warnen lassen, so kann er uns zur Lehre und künftigen Verwahrung dienen.“ (I, 6.) — „Des Schadens zu geschweigen, so Deutschland in diesem letzten Krieg gelitten, den nichts als die Zeit verbessern kann, so sind gleichwohl auch der Mängel viel, die ein großes Teil unseres Uebelstandes machen, und wir niemand als uns selbst

zu danken haben.“ (II, 16.) — „Wäre einer damals gekommen und hätte von Gefahr, von Vorsorge, von des Feindes Macht und Wachsamkeit gepredigt, den hätte man entweder ausgelacht, oder wohl gar für übelgesinnt gehalten. Man will sich nicht gern weh tun; der eine sagt, was frage er darnach, wer sein Oberherr sei; der andere denkt, wie er seine Zeit in Ruhe noch hinbringen möge, Gott gebe, wie es möge den Nachkommen ergehen. Da doch der gemeine Mann bedenken sollte, daß das französische Joch unerträglich und die Deutschen von ihnen nicht besser als Sklaven geachtet werden würden, wie süß sie ihnen jetzt auch pfeifen; gewiß, wer weiß, wie die Franzosen schon längst verächtlich von den Deutschen reden, als wären es grobe ungeschickte Leute, gut zur Arbeit und weiter nichts, der kann sich die Rechnung machen, was einstmals von der französischen Herrschaft zu erwarten ist.“ (I, 1 und 3-4.)

„Man sollte deswegen billig jetzt fast auf nichts anderes denken und trachten, als wie die französische alles verschlingende Macht zurückgetrieben, das Vaterland beschützt und ein für allemal versichert werden möchte. Und man muß sich oft verwundern, daß wir in Dingen, daran wenig gelegen, Mut und Verstand zeigen, aber da es auf alle unsere Wohlfahrt ankommt, gleichsam ohne Geist und Seele sind. Hat mancher mit seinem Nachbar eine Kleinigkeit wegen einiger Grenzsteine oder Jagdgerechtigkeiten, da weiß er alles rege zu machen, jetzt aber, da sein ganzer Staat und Stand, Ehre und Gut Gefahr läuft, da will man sich geduldig darein ergeben und mit dem fatum entschuldigen, welches man selbst geschmiebet. Wahr ist's, kommen wir unter's Joch, so ist es freilich vom Schicksal verhängt gewesen, aber unsere Blindheit ist es auch. Deswegen, wenn wir wollen, so können wir jetzt noch machen, daß man demaleinst sagen müsse, die fatal wären uns günstig gewesen. Der Himmel hat noch kein Edikt für Frankreich ausgehen lassen. Gott ist für die, die sich der von ihm gegebenen Vernunft und Mittel bedienen, für die besten Regimenter, für die guten Ratschläge.“ (II, 125-126.)

Reizvolle Bezüge auf die Gegenwart gestattet auch folgendes Gedicht auf die Stadt Straßburg:

Anagramm von „Straßburg“: „Du der Gast ist Braß“ (= Not, Kummer, vgl. Gebrechen).

„Du, Freund, gesteh es mir, ist nicht der fremde Gast, Den du bewirtest hast, dir lauter Qual und Schmerzen? Nun geht es dir zu spät noch näher erst zu Herzen, Die Freiheit ist dahin, ist das nicht lauter Braß?“

Was du mutwillig nun mit Fleiß verjehen hast, Pfui, Straßburg, schäme dich, zündst du schon alle Kerzen Im ganzen Deutschland an, mußt du mit vielen Scherzen Verspotten lassen dich zu deiner Pein und Last.

Du, sag ich, glaube mir: es wird der fremde Gast Dich drücken wie ein Stein, das Mark aus deinem Leib Dir saugen mit dem Blut, die Kinder und das Weib Dir schänden noch dazu. Ist das nicht lauter Braß? (I, 75.)

Als schlechter Prophet erweist sich Leibniz mit der Vermutung: „Es scheint vom Schicksal bestimmt zu sein, daß das Haus Oesterreich niemals unwürdig untergehe.“ (II, 10.) Den damaligen Völkerverbund Heinrichs IV. von Frankreich durchschaut er völlig; „welcher Vorhabens war, einen allgemeinen Bund aufzurichten, bei welchem auch alle Streitigkeiten entschieden werden, das ist mit einem Wort, Henricus Quartus und seine Nachfolger zu Direktoren und Richtern aller Dinge stabilisiert werden sollen.“ (II, 74.)

Ein besonderer Lieblingsgegenstand Leibnizens ist die praktische Veranlagung des deutschen Geistes und der deutschen Sprache — welche, so wenig sie damals schon deutlich war, er doch klar erschaut. „Es hat sonst die deutsche Sprache darin einen trefflichen Vorzug vor der lateinischen, und vor denen, die aus der lateinischen entsprossen, daß sie gleichsam ein Probierstein rechtschaffener guter Gedanken ist. Denn den Franzosen, Italienern und Engländern, weil sie die Freiheit haben, lateinische Worte ihres Gefallens einzumischen, ist es leicht, alle undienlichen Phantasien in ihrer Sprache zu geben. Hingegen, weil die deutsche Sprache dessen ungewohnt, daher kommt es, daß die Gedanken, die man mit gutem reinem Deutsch geben kann, auch gründlich sind, was aber sich nicht in gutem Deutsch geben läßt, besteht gemeinlich in leeren Worten.“ (I, 58.) „Nun hat man bisher durch die Erfahrung, daß Gott die Deutschen vor anderen mit einem Verstand begabt, der auf Realitäten geht. Andere mögen besser schwätzen, besser singen, bessere Verse machen; keine Nation hat die Deutschen in Erkenntnis der Natur und in den Proben der tätigen Kunst übertroffen.“ (I, 57.) — „Trotz ihrer vielen geistreichen Schriften, schönen Lehrgebäude und ausgezeichneten Beobachtungen können die Fremden selbst doch nicht leugnen, daß die besten praktischen Ärzte Europas, die besten Chemiker, die besten Mechaniker in Deutschland seien, und daß das Beste, auf dem sie ihre eigenen Schlussfolgerungen aufbauen, aus Deutschland hervorgegangen sei.“ (I, 85.) — „Diese trefflichen Künstler müssen aber, weil die Republik sich solcher Dinge so wenig annimmt, entweder ihr Talent vergraben, oder aber wenn sie nicht desto minder ihrem Genius folgen, verarmen, verachtet und verlassen werden. Welche geschieht sind, gehen fort und lassen Deutschland mit samt der Bettelei im Stich, welches, ein wie unwiederbringlicher Schade es sei, ein verständiger Politiker leicht judizieren kann. Denn ingenia sind mehr für Waren von Kontrebande zu achten als Gold, Waffen u. a., so etwa an mancher Orten außer Landes oder wenigstens zum Feind zu führen verboten ist.“ (I, 88.) — „So ist auch nicht zu zweifeln, wenn es also fortgeht, daß herrliche ingenia von uns, die wir nichts als Fremdes verehren, weg und zu den Fremden gehen werden, da man sie zu unterscheiden und zu belohnen weiß. Alles wird bei uns gleichsam die Flügel sinken lassen, man wird die Hoffnung der Verbesserung, welche hoher Gemüter einziges Leben ist, vollends verlieren, und nachdem man kürzlich mehr mit blindem Eifer als reifem Verstand und tapferem Mut gegen die Ausländer vergeblich getobt, nun zu dem anderen Ueberschritt oder extremo fallen, und nunmehr gleichsam aus Verzweiflung sich drein ergeben, an die Ausländer hängen, auf des Vaterlandes Wohlfahrt und Ruhm zu denken aufhören und nur dahin trachten, wie man sich auch mit dem gemeinen Verderben nur leidlich hinbringe.“ „Doch denn mit der Hoffnung alle Tugend und das edle Feuer, in die Gemüter treibt, verlöschen wird. Wie könnte man der drohenden Dienstbarkeit nachdrücklichere Zeichen finden?“ (I, 23.)

„Es ist aber leider durch unsere Sorglosigkeit dahin ge-
diehen, und die Gefahr der Dienstbarkeit und des Verlustes
allen Ruhmes und aller Ehre, so unsere Vorfahren erworben,
so groß geworden, daß, wofern wir nicht eilends dazu tun,
alle Hoffnung zu unserer Rettung verschwinden dürfte.“
(II, 123.) — „Deutschland ist das Mittel von Europa; es ist vor
diesem allen seinen Nachbarn ein Schrecken gewesen; jetzt ist
durch seine Uneinigkeit Frankreich formidabel geworden.
Deutschland ist der Zwietrachtspfel und der Kampfplatz, dar-
auf man um die Meisterschaft Europas geschrien. Kurz,
Deutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blut-
vergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich vereinigt,
und allen Freiern die Hoffnung es zu gewinnen, abgeschnitten.“
(II, 56.) — „Man muß nicht glauben, daß alle Klugheit in
Frankreich beschloffen. Der gute Fortgang ihrer Anschläge
kommt nicht eben daher, daß sie allezeit klügere Leute haben
als wir, sondern daß wir klügere Leute vonnöten haben als
sie; denn wo die Sachen einmal wohl eingerichtet und an der
Schnur sind, wie bei ihnen, da kann ein mittelmäßiger Ver-
stand zureichen; wo aber alles so schlecht und verwirrt als bei
uns ist, da muß man treffliche Helden und ausübndige Geister
haben, das Werk wieder empor zu bringen. Mit der gemeinen
Leier oder mit blindem Anlauf ist allhier nichts zu richten.“
(II, 127.)

„Es ist ein Donnererschlag nötig, die Deutschen munter zu
machen.“ (II, 125.) — „Wenn nun die deutsche Tugend derges-
talt in der Asche liegen sollte, daß auch keine glimmenden
Funken mehr übrig geblieben wären, so würde dieses, was ich
bisher nicht ohne Gemütsbewegung ausgeschüttet, nicht nur
vergebens, sondern schädlich sein. Denn wozu dient es, daß
man unsere Wunden aufdeckt, wenn sie unheilbar sind oder
auch von der scharfen Luft verschlimmert werden können? Aber
gottlob, unser Unglück ist noch nicht bis auf die höchste Staffel
gestiegen, und es ist noch viel zu frühe, an des Vaterlandes
Wohlfahrt verzweifeln zu wollen. Genug ist's, daß uns die
Augen geöffnet worden; es ist noch Hoffnung bei dem Kranken,
solange er Schmerzen fühlt; und wer weiß, warum uns
Gott gezüchtigt, dessen väterliche Rute wohl gemeint, wenn
wir uns nur selbst die Besserung nicht unmöglich machen. Und
weil aus Obstehendem soviel erscheint, daß vor allen Dingen
die Gemüter aufgemuntert und der Verstand erweckt werden
müssen, welcher aller Tugend und Tapferkeit Seele ist, so
wäre dies meine unvorgreifliche Meinung, es sollten einige
wohlmeinende Personen zusammentreten und unter höherem
Schutz eine Deutschgesinnte Gesellschaft stiften, deren Absehen
auf alles dasjenige gerichtet sein solle, so den deutschen Ruhm
erhalten oder auch wieder aufrichten könne.“ (I, 23—24.)

„Seit zweien Jahren her der Himmel schien zu schlafen,
Und Heß das Siegesrecht den ungerechten Waffen.
Europa stand bestürzt, die Gottesfurcht bedrängt,
Gleich als ob alles wär aus blindem Glück verhängt.
Erwache, großer Gott, laß deine Donner hören,
Dein Arm, der kann allein der Macht und Hochmut wehren,
Die alles zu sich reiht.
Nun ist es hohe Zeit und auf das Höchste kommen,
Soll anders uns der Trost nicht gänzlich sein genommen.
Es kommt auf Freiheit nun und aufs Gewissen an,
Da wagt das Leben selbst ein rechter Viedermann.
Es ist nach Gottes Rat, will der sich bei uns stellen,
So kann ein Strahl von ihm die größte Rüstung fallen.“
(I, 75.)

Aus den Erinnerungen des Generals de Thiard.

Mitgeteilt von H. S. Frosihn.

Die „Erinnerungen“ des Herrn de Thiard, der in den Jahren 1805/06 Bevollmächtigter Napoleons I. am badischen Hofe war, sind deswegen so interessant, weil sie uns einen Einblick in die damaligen Verhältnisse in Baden und am badischen Hofe gewähren. Thiard, der aus einer altfranzösischen Adelsfamilie stammte, verband mit außerordentlicher Geschicklichkeit und diplomatischer Geschmeidigkeit das rücksichtsloseste Auftreten und erreichte dadurch, daß er alle Aufträge seines Kaisers restlos ausführen konnte. So hatte er vor der Schlacht bei Austerlitz 1805 eine geplante Ehe des badischen Kurprinzen Karl mit einer bayerischen Prinzessin verhindert; einige Monate später bekam er nun von Napoleon einen neuen Auftrag, nämlich die Vermählung Karls, des späteren Großherzogs, mit Stephanie Beauharnais, einer Stieftochter des französischen Herrschers, herbeizuführen. Daß ihm dies gelang, und wie Stephanie badische Prinzessin und nachmalige Großherzogin von Baden wurde, wird aus de Thiards Worten ersichtlich.

„Unterdessen ließ mich der Kaiser rufen und sagte zu mir: „Begeben Sie sich nach Karlsruhe; Sie haben die Ehe des

Erprinzen geschieden (ich gebe seine Ausdrucksweise wieder), man muß ihn wieder verheiraten. Ich habe weder ein Schwester, noch eine Prinzessin von meinem Rang; ich werde eine dazu machen. Schlagen Sie ihnen Alle. Tischer oder die kleine Beauharnais vor. Ich lasse ihnen die Wahl; ich werde sie adoptieren und zur Prinzessin machen; sie wird ihnen den Breisgau als Mitgift bringen.“ Da er bei diesen Worten anhielt, sagte ich zu ihm: „Ich denke, daß es die Absicht des Kaisers ist, die Ortenau noch dreinzugeben?“ „Was ist das?“ „Ein kleines Einzelgebiet, das seine eigene Organisation hat und zu Oesterreich gehört, welches in Schwaben einige Grafschaften und noch die Reste der Waldbezirke auf dem rechten Ufer der Donau besitzt.“ — „Alles, was in Schwaben noch vorhanden ist. Aber vor allem keine Drohungen, keine Gewaltmaßnahmen. Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen gesagt habe, als ich Sie nach Karlsruhe geschickt habe. Wenden Sie die gleichen Mittel an. Sie (sc. die badischen Fürsten) sind unverpflichtet; ich auch, mir bleibt unbenommen, über den Breisgau nach Guldünken zu verfügen; wenn sie sich weigern, werde ich mir am Rhein einen willfährigeren Bundesgenossen verschaffen. Also

die Heirat oder kein Breisgau. Im übrigen suchen Sie Herrn von Tallebrand auf; er wird Ihnen eingehendere Instruktionen geben, und Sie werden mich unterwegs einholen."

Der Kaiser hatte vollkommen recht mit seiner Meinung, daß der Hof von Karlsruhe mit Jubel das Geschenk annehmen werde, daß er ihm machen wollte. Wenn er den Breisgau zum Fürstentum erhoben hätte, wenn er damit einen seiner Marschälle beschenkt hätte, hätte die Markgrafschaft von Baden beim Auseinanderfallen der Germanischen Union seinen ganzen Einfluß verloren. Dies Land hätte sogar absolut nicht mehr regiert werden können, wenn der neue Herrscher des Breisgaus auf den Hof von Karlsruhe erboßt gewesen wäre. Indem er ihn einem seiner Offiziere gab, bliebe der Kaiser in der Lage, aus Alt-Breisach einen gefährlichen Platz zu machen, viel wichtiger als Kehl, zumal da er für immer Frankreich zur Herrin über die Rheinpässe gemacht hätte, da es das Oberrhein und die Schweiz beherrscht hätte. . . . Ich suchte Herrn Tallebrand auf, der ohne Zweifel die Ehe nicht billigte aus Gründen, die ich mir nie klargemacht habe, und zu mir sagte: "Wenn man einen Auftrag erhält, der unmöglich durchgeführt werden kann, dann muß man nach seinen eigenen Ideen handeln. Ich habe Ihnen keine Instruktionen zu geben. Gehen Sie vor, wie Sie es verstehen." "Das genügt mir," sagte ich zu ihm. Und in der Tat, der Kaiser hatte mir gesagt: "Wenden Sie dieselben Mittel an." Ehemals waren diese Mittel die Anerkennung der Kinder der Gräfin von Hochberg und Vortehrungen gegen die Schulden des Prinzen Ludwig. Ich brauchte nicht mehr. Ich hatte schon drei Monate zuvor mit diesen Mitteln Erfolg gehabt; ich kannte übrigens den Charakter Karl Friedrichs; ich hatte es verstanden, sein Vertrauen zu gewinnen. Ich glaubte mich des Erfolges gewiß. In der Tat, ich hatte zwar die Weigerung des Erbprinzen zu fürchten, und im Hinblick auf ihn waren meine Instruktionen genau; ich konnte weder drohen, noch gewalttätige Winke geben, aber ich vertraute auf die Weisheit seines Charakters, auf den Wunsch, den ich ihm nicht ohne Grund unterschob, das ein wenig herbe Joch seiner Mutter, der Markgräfin, abzuschütteln und infolge davon auch das Kuckhals, und aus andern Gründen, die ich nicht anzuführen brauche. Sodann hatte ich die Schlacht von Musterlich in Reserve . . .

In Karlsruhe angekommen, begab ich mich sofort zum Prinzen Ludwig. Ich hatte zuerst den Gedanken gehabt, einen Reiseauftrag nach Straßburg vorzuschicken und ihm zu sagen, daß ich Karlsruhe nicht passieren wolle, ohne ihn zu sehen, und daß ich ihm als Freund rate, diesen und jenen Schritt zu tun. Aber ich entschloß mich, offener vorzugehen; ich vertraute ihm also die ganze Wahrheit an und bestimmte ihn, mir bei seinem Vater eine Privataudienz für den nächsten Tag zu verschaffen. Ich erhielt sie ohne Schwierigkeit. Die Frage der Anerkennung wurde zu Beginn gestellt. Ich machte in dieser Hinsicht Hoffnungen, die als Sicherheiten angesehen werden konnten. Ich bekam Gelegenheit, darüber ebenso mit Gräfin v. Hochberg zu sprechen, wofür ich die gleichen Versprechungen wiederholte, und die mir die Ehre gab, seit dieser Zeit mit mir einen diesbezüglichen Briefwechsel zu unterhalten, der erst beendet wurde, als sie nichts mehr zu wünschen hatte. Ich beruhigte auch den Prinzen Ludwig über den Gegenstand seiner Sorgen und beim Verlassen des Palais nahm ich die Ueberzeugung mit, daß alles verlaufen werde, wie ich es wünschte. Aber man mußte die diplomatischen Formen erfüllen, und der Kurfürst

bezeichnete Herrn v. Edelsheim und einen anderen seiner Räte, die mit mir verhandeln sollten.

Die Ausdehnung der Gebietsabtretungen, die zugunsten der Markgrafschaft statthaben sollten, gab Gelegenheit zu mehreren Diskussionen; man beanspruchte, und zwar nicht ohne Grund, mehrere Herrschaften, die noch unmittelbar waren, und Teile von Württemberg, dem man unmöglich umgekehrt einige Bezirke des Breisgaus überlassen konnte. Ich machte mich zum Bürgen für den guten Willen des Kaisers, aber ich bemerkte — was man übrigens sehr gut begriff — daß man die Hauptverhandlungen abwarten müsse und ihm volles Vertrauen bezeugen müsse. Alles wurde also, und zwar ziemlich rasch, beendet.

Es fehlte indessen noch die wichtigste Sache, und diese wurde hinter verschlossenen Türen zwischen der Familie und mir im Salon der Gräfin v. Hochberg verhandelt. Das war die Wahl der Prinzessin. Man stellte an mich alle diesbezüglichen Fragen, die man natürlich sich denken kann. Ich sagte, daß ich Mlle. Tascher mehrere Male bei der Kaiserin gesehen hatte, daß sie schön, viel Erfahrung und Geist zu haben, daß sie eine sehr schöne Person sei mit schwarzen Haaren und bestimmtem Aussehen, daß ich aber nur einmal Mlle. de Beauharnais gesehen hätte, die, wie ich glaube, noch bei Mad. Campan war und übrigens ein reizendes Kind war.

Ich konnte leicht erkennen, daß der Hof für Mlle. Tascher eingenommen wurde. Der Grund, den Frau v. Hochberg dafür angab, war sehr plausibel. Da sie, wie sie sagte, viel näher mit der Kaiserin verwandt sei, sei sie wahrscheinlich auch mehr intim mit ihr und eigne sich besser dazu, die Bande fester zu knüpfen, die die Markgrafschaft mit Frankreich vereinen sollten. Ich stellte keinen dieser Vorteile in Abrede, aber ich bemerkte, daß die Heirat, die in München nächstens vollzogen werde, die Familie Beauharnais unter die Fürstenfamilien stelle; daß die diesbezügliche Einführung somit bereits geschehe; daß, ohne unter die alten Monarchenfamilien zu rechnen, die Familie Beauharnais hier einen ehrenvollen Platz einnehme, und daß die werdende Prinzessin noch sehr jung sei und noch nicht alle Vergnügungen des französischen Hofes kennen gelernt habe und sich leichter an die Trennung gewöhnen werde, die stets den französischen Damen viel Ueberwindung koste. Ich legte das energisch dar; meine Ansicht drang durch.

Ich bemerkte sodann, daß es wenig dem überkommenen Brauche entspreche, daß die ersten Schritte vom französischen Hofe gemacht zu sein schienen, daß es im Gegenteil schicklich sei, daß ein regelrechtes Gesuch vom Karlsruher Hofe gestellt werde, und daß man alles gut vereinen könne, indem man folgendes in die Vollmacht einfüge: Nachdem man Kenntnis erhalten habe von der Absicht des Kaisers, Mlle. de Beauharnais zu adoptieren und in den Rang einer kaiserlichen Prinzessin zu erheben, halte man um sie für den Erbprinzen an, und ich selbst würde keine Bedenken haben, mich mit dieser Sache zu befassen. Der Kurfürst war der erste, der diese Idee billigte, denn er hatte ein feines Gefühl dafür, das Schickliche zu würdigen und das Opfer zu beurteilen, das das Interesse seines Landes, an dem er ehrlich hing, von ihm forderte. Herr von Reichenstein war schon im Generalquartier gut angefahren, und er wurde beauftragt, den Schritt zu tun, und der Kurfürst wollte, daß mir folgende Kopie der Vollmacht gegeben wurde.

Es folgt der Wortlaut der Vollmacht, die Herr v. Reichenstein für die Anfrage am Pariser Hofe erhielt.

Franz Rieffel / Drei Tage im Kloster.

Pax, das Lösungswort des großen Ordensstifters Benediktus steht am oberen Gesims des Lores, durch das ich in das Kloster einschreite. Der in der Wissenschaft bekannte P. Ascanius hat mich eingeladen, auf einige Tage Gast des oberschwäbischen Benediktinerklosters Belz am Andelsbach zu sein. Zwar war ich schon oft hier, aber noch nie auf Tage hinaus als Hausgast. Der Bruder Pförtner öffnet die Klausur und mein benediktinischer Freund geleitet mich an Stelle des Gastpaters, der sonst im Namen des Abtes die gesellschaftlichen Pflichten der Gastfreundschaft ausübt, in den Gastflügel des Gebäudes, durch Gänge und über Treppen, vorbei an dem für die Gäste bestimmten kleineren Klostergarten in meine Zelle. Sie ist in Grün gehalten. Ueber einem fast mannhoch gespannten grünen Stoff ist die Wand weiß gestrichen. Auf ihr hängen als Zimmer schmuck Wiedergaben von Gemälden der heimischen Klosterkunst. Ein großer Schreibtisch mit Ausüstung, namentlich auch elektrischer Studierlampe fehlt ebensowenig, wie ein großes, breites Ruhesofa, ein Lehnstuhl und ein gepolsterter Bestuhl. Man vermißt also keine Bequemlichkeit. Der ganze Eindruck des freundlichen, geräumigen Zimmers ist würdig und behaglich. Da ich kurz vor Mittag eintreffe, bringt

mich mein Freund alsbald in das Gastspeisezimmer und erweist mir — immer noch statt des Gastpaters — die Ehren des Mittagmahles. Ich bin der einzige Mittagsgast in diesem Raum; andere Gäste, Geistliche, speisen im Refektorium mit dem Konvent. Mir soll diese Auszeichnung am folgenden Tage, an dem der Abt anwesend ist, zuteil werden. Nichtgeistliche Gäste werden nur einmal während ihres Besuches zum Mittagstisch des Konvents geladen. Das Mahl ist gut und ausgiebig. Nach Tisch eine kurze „Rekreation“ im Garten. Die eigentlichen Klostergärten betritt der Gast, ebenso wie die inneren Klostergänge und -räume nur mit Erlaubnis oder unter Geleit des Gastpaters oder eines andern Benediktiners. Der innere Garten wird von Kirche und Klostergebäuden begrenzt. Er ist im wesentlichen Gemüse- und Obstgarten, wirkt aber festlich und prangend. In seiner Mitte steht ein Kreuz. An ihn lehnt sich der große äußere Obstgarten, der vor Andelsbach umflossen wird. Dieser Bach umzieht in weitem Bogen die Abtei und schnürt sie wie eine Halbinsel ab. Der äußere Garten hat eine lange, gedeckte Wandelhalle, aber auch zwei hohe, geschlossene, natürliche Hallen, die eine aus Hafnbüchen, die andere aus Obstbäumen gebildet. Die jenseits des Andels-

bachs liegenden mächtigen Waldberge geben ihm den herrlichsten grünen Hintergrund und die friedvollste Weltentrücktheit.

Da ich nicht aus Schaulust mich in Belz aufhalte, sondern mit dem Ziel, in die benediktinische Atmosphäre etwas einzudringen, liegt es mir daran, dem ganzen Chorgottesdienst des Konvents beizuwohnen. So nehme ich nach einer kurzen Ruhestunde zuerst an der Vesper-, der Nachmittagsandacht, teil und begeben mich in die den Klostergästen vorbehaltenen geschlossene erste Bank im Kirchenschiff. Im Chor vollzieht sich der Einzug des Konvents mit dem Abt in feierlicher Ordnung paarweise. Der Abt besteigt seinen besondern erhöhten und überdeckten Stuhl, die Mönche setzen sich in das mehrreihige seitliche Chorgestühl. Psalmen und Hymnen wechseln nach der Anordnung des Breviers in Lesung und Gesang ab. Das Brevier enthält tageweise die dem Priester vorgeschriebenen Gebete und Lektionen. Für manche Orden, auch die Benediktiner, gibt es einzelne Abweichungen von seiner Norm. Der gregorianische Chorgesang wird von den Benediktinern besonders gepflegt. Welcher edlen Linien Schönheit seine kunstvoll modalisierende Melodie fähig ist, wie die wohlbedachte Auf- und Abschwelung seine Silhouette zum zarten Relief umbildet, erfahre ich nicht zum erstenmal. Zum Schluß wird die, ich glaube von dem Benediktiner Hermannus Contractus herrührende schier tausend Jahre alte Begrüßung der Gottesmutter „Salve Regina“ nach einer viele Jahrhunderte jüngeren Melodie gesungen. Wer sie einmal gehört hat, vergißt sie nicht mehr. Es ist eine Tonfolge von rührender Innigkeit. Kinder rufen die Mutter um ihren Schutz an. Die Mantelfalten der Mutter der Barmherzigkeit breiten sich um die Klostergemeinde und umhüllen sie.

Der Nachmittagskaffee vereinigt diesmal die sämtlichen Gäste; Verwandte der Ordensleute, Ordens- und Weltpriester, Gelehrte verschiedener Fakultäten, Studierende. Stände, Nationen, Jung und Alt, alles mischt sich verträglich untereinander. Wir haben diesmal einen badischen Stadtpfarrer, einen irischen Geistlichen, einen Jesuiten, einen Musikgelehrten, einen ehemaligen Offizier von altadligem Namen. Auch andere Bekenntnisse pflegen sich ja in Belz einzufinden. Namhafte evangelische Theologen besuchen das Kloster selbst und schicken ihre Zuhörer in großer Zahl, um die katholische Liturgie zu studieren, hierher, wo sie freundlich und vorurteilslos aufgenommen werden. Die katholische und daher die benediktinische Caritas erstreckt sich auf die Schöpfung fremder Ueberzeugungen, während die Kirche den Begriff der Toleranz, der Gleichgültigkeit gegen die Ueberzeugung, nicht kennt. Nur Frauen haben keinen Zutritt. Als ich bei meiner Ankunft vor der Klosterpforte stand, fragte mich eine von drei Damen, ob das Kloster der Besichtigung zugänglich sei. Auf meine Antwort „für Damen nicht“ machte sie mir ein so vorwurfsvolles Gesicht, daß ich sie meiner eignen Unschuld an dem monastischen Verbot versichern zu müssen glaubte. Zum Ekkehard aber konnte ich mich schon aus Gründen der leiblichen Unzulänglichkeit nicht berufen finden. Das Verbot schreckt ganz Bewegene nicht ab. Eine Studentin wandte sich, nachdem sie alle geistlichen Instanzen bis zum Papst erfolglos durchlaufen hatte, um wegen ihrer Kunststudien eine Ausnahme vom Verbot für sich zu erlangen, an die Mutter des als Novizen im Kloster lebenden Bruders eines ehemals regierenden Hauses und dachte, in ihrer Begleitung sich Einlaß zu erwirken. (Denn für Frauen aus fürstlichem Stamm hat das allgemeine Verbot keine Gültigkeit; während meiner Anwesenheit im Kloster sah ich ein junges prinzigliches Ehepaar dort als Besuch.) Natürlich vergebens.

Es gibt nur kurzatmige Unterhaltung. Jeder will die Zeit zwischen Kaffee und Abendessen zu Spaziergängen oder zu Studien gut ausnützen. Bete und arbeite, ist ein benediktinischer Leitsatz. Allein der Chorgottesdienst nimmt den Benediktiner täglich wenigstens 3 bis 4 Stunden in Anspruch; um so eifriger hält er sich während seiner freien Zeit an die Arbeit. Zum Abendessen finden sich die Gäste wieder zusammen. Diesmal präsidiert der Gastpater, Pater Hilarius, ein frohgemuter Heidelberger, gründlicher Musikkenner und wie wir beim Gottesdienst immer von neuem hören, ein glänzender, phantasievoller Orgelspieler, der die Register der Königin der Instrumente meisterhaft beherrscht. Das Mahl verläuft sehr angeregt in ernstem wissenschaftlichem Gespräch und in Scherzreden. Ein reizender, sehr jugendlicher Italiener greift die anderen mit dem ganzen Temperament und der ganzen Gentilezza seines Volkes an. Es gibt heitere kleine Gespräche, in denen der Gastpater sich als behender und munterer Gegner erweist.

Nach einer kurzen Erholung im inneren Klostergarten, während der man die Novizen in einer Ecke unter mächtigen Bäumen fröhlich zusammen sieht, geht es zum Abendgottesdienst, der Komplet, in die Kirche. Rein äußerlich betrachtet gleicht er in manchem der Vesper. Wieder ertönt das rührende „Salve Regina“. Der Abt erteilt den knienden Mönchen den Segen. Die Andacht schließt. Der Konvent entfernt sich. Das Silentium beginnt. Ein beglückendes Schweigen, dessen Reichthums der bald inne wird, der es übt. Es ist 8 Uhr vorbei. Man sucht seine Zelle auf, um zu ruhen oder noch etwas zu arbeiten.

Am andern Morgen um 4 Uhr ruft die Glocke zum Früh- und Morgengottesdienst, der Matutin und den Laudes. Er dauert etwa anderthalb Stunden. Es ist noch nicht tageshell. Die Kirche ist erleuchtet. Wiederum Gebete, Psalmen und dem Heiligen des Tages entsprechend, Evangelienabschnitte, Homilien, Erzählungen, von Hymnengesang unterbrochen. Man lernt die Schönheit und die bunte Mannigfaltigkeit des Breviers schätzen, indem man aufmerksam nachliest. Der Niederschlag der Jahrhunderte patiniert diese Zusammenstellung oft naiver, oft erhabener Legenden, Bibeltexte, Gebete wunderbar. Es ist heller Tag geworden. Die Lichter verlöschen. Der „Engel des Herrn“ läutet. Ein einfacher, großer Augenblick. Der Konvent verläßt die Kirche und man begibt sich bis zum Frühstück — gegen halbacht — in seine Zelle zur Arbeit. Für die Mönche gibt es am frühen Vormittag noch Kapitelsitzung. Sie versammeln sich in dem mit schönen Stukkaturen aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts gezierten Kapitelsaal, dem „Famillenzimmer des Klosters“ unter Vorsitz des Abtes, dem die Träger der ersten Klosterwürden, Prior, Subprior, Cellerarius (der Wirtschaftsminister) und Novizenmeister zur Seite sitzen. Es werden wichtige innere Angelegenheiten besprochen. Die Sitzung schließt (ich glaube zweimal in der Woche) mit dem Schulkapitel; auf einen dazu bestimmten hellem Stein im Fußboden tritt der Mönch vor, bekennet seine Verstöße gegen die Ordnung (nicht die der Beichte vorbehaltenen Sünden) und erhält vom Abt eine kleine Buße dafür.

Gegen 9 Uhr geben die Glocken das Zeichen zum Chorgebet, der Terz und dem Hochamt. Ein gut ausgeführtes katholisches Hochamt ist auch dem nur äußerlich, aber verständnisvoll daran Teilnehmenden eine Augen- und Ohrenweide. In Belz ist es mehr als anderswo, um das abgehezte Wort zu gebrauchen, ein Erlebnis. Wie der heiligste Moment, die Wandlung, durch das wunderbar zarte Tongeriesel der Orgel von lichter Gold- und Purpurdämmerung umflossen und völlig entirdischt wird, das ist unbeschreiblich. Und der sakramentale Segen am Ende des Amtes, wenn der feiernde Priester unter dem Hymnus „Tantum ergo Sacramentum“ langsam zu dem hoch oben inmitten brennender Kerzen auf dem Altar thronenden Allerheiligsten steigt, um die Monstranz in die Hand zu nehmen und die knienden Mündigen zu segnen, hat mich nie in ähnlicher Weise ergriffen.

Man geht wieder zur Arbeit in die Zelle. Die Essenszeit naht. Die Gäste, die zum gemeinsamen Mahl mit dem Konvent geladen sind, versammeln sich vor der Eingangstür des Refektoriums. Die Ordensangehörigen ziehen — gegen 200 — paarweise ein. Es folgen, geleitet von einem Gastpater, die Gäste. Deren sind fünf, außer mir nur Geistliche. In der gewaltigen Halle des Refektoriums stehen an den Längswänden lange Tische und Bänke, die für die priesterlichen Ordensangehörigen bestimmt sind, weiter zurück für die Brüder. Der Tisch der Gäste steht diesen allen parallel ganz vorn; wie alle Tische senkrecht zum Abtisch. Dieser ist durch eine kleine Estrade etwas erhöht, der Schmalwand parallel unter dem großen Wandbild mit der Kreuzigung Christi und der Unterschrift „Sito“ aufgestellt. Nur der Gastisch ist mit einem Tischtuch gedeckt und mit Servietten belegt. Auf ihm stehen einige Flaschen Bier, auf dem Abtisch ein Flaschen Wein, auf den Mönchstischen nur Flaschen mit Wasser; überall Teller und sonstiges Eßgerät. Hinter dem Abtisch steht der Abt, hinter ihren eigenen Tischen Konvent und Gäste. Tiefes Schweigen. Mit seiner schönen, schlanken, leicht vibrierenden Stimme singt der Abt „Benedicite“ und die Mönche erwidern „Oculi Omnium...“ (Alle Augen warten auf Dich, o Herr usw.). Der Abt segnet die Versammlung und die Speisen. Alles setzt sich. Der Vektor hat die Kanzel bestiegen und beginnt die Tischlesung. Die Speisen werden von einem älteren Pater und einem jungen Kleriker aufgetragen. Die Lesung wird durch einige Worte der heiligen Schrift eingeleitet; es folgt ein kürzerer Vortrag; dann — offenbar aus einer Zeitschrift oder größeren Zeitung — ein Aufsatz über das Dante-Jubiläum, das Leben und die Bedeutung des Dichters. Unter

hiesem Stillschweigen wird das Mahl eingenommen, Suppe und zwei Gänge, kein Fleisch, gut zubereitet. Auch das Auf- und Abtragen der Speisen vollzieht sich fast geräuschlos. Nachdem zu Ende gespeist ist, gibt der Abt mit seinem hölzernen Hämmerchen das Zeichen zum Schluß des Mahles und zum Abbrechen der Vespung. Alles erhebt sich. Dankgebet des Abtes, das durch das „Miserere“ des Konvents erwidert wird. Nun geht es paarweise in feierlichem Zug in den Kreuzgang, die jüngeren Mönche zuerst, dann die älteren, zuletzt die Gäste unmittelbar vor dem Abt, und von hier in die Kirche. Das Tischgebet wird dort beendet und man begibt sich zur Erholung. Der natürliche Zweck der Mahlzeit, die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses, ist zum Gottesdienst veredelt, und die einfach schöne, würdige Form des Vorgangs idelt ihn zu einem szenischen Kunstwerk.

Gelegenheit mit einigen der Ordensgeistlichen bekannt zu werden oder ältere Bekanntschaften zu erneuern, geben zufällige Begünstigungen oder Besuche in der Zelle, die man aber ordnungsmäßig nur nach Anmeldeung oder Einführung durch einen Mönch unternimmt. Man wird dadurch auch in den Räumen des inneren Klosters heimisch. Den Kreuzgang im Erdgeschoß schmücken Ton in Ton gemalte Wandbilder aus dem Leben des hl. Benediktus. Oben auf dem Gange entsteht nach und nach in Vitrinen ein kleines Palästina-Museum. Im oberen Stock befindet sich ferner die noch junge, aber bereits sehr stattliche, wohlgepflegte Bibliothek. Ein prächtiger Festsaal für Konzerte und Aufführungen befindet sich im Gastflügel. Sein sehr feiner farbiger Eindruck wird durch die hellgrauen Marmorwände bestimmt und das mit blaß himbeerrottem Stoff überzogene Sitzgerät. Die Zellen, einfach und anspruchslos, aber nicht unbequem, geben die verschiedenartigen Bedürfnisse und Neigungen ihrer Bewohner wohl zu erkennen. Von den Klosterinsassen sind die Vollberechtigten diejenigen Ordensmitglieder, die zugleich die Priesterweihe empfangen haben; dann folgen die Novizen, die in der Prüfungs- und Vorbereitungszeit Stehenden, endlich die Laienbrüder, die als fratres Larbati (die Priester tragen regelmäßig keinen Bart) Handwerke, technische Fertigkeiten, Künste ausüben, den inneren und äußeren Klosterdienst und die Landwirtschaft besorgen. Das Kloster umfaßt alle zu seinem Leben notwendigen Betriebe, u. a. auch eine Druckerei.

Man lernt das benediktinische Klosterwesen erst recht verstehen, wenn man die „Regel des hl. Vaters Benediktus“ kennt. Sie ist die Verfassung des Ordens und der Quell seines Gedeihens. Die Bedeutung des Ordensstifters ergibt sich schon daraus, daß seine Wirkung sich auf beinahe anderthalb Jahrtausend hinaus erstreckt, daß sie in der Gegenwart sogar mächtiger ist als je. Er war gleichmäßig ein großer und geschickter Organisator und ein tiefer Seelenkennner und Erzieher. 73 Kapitel zählt sein Ordensgrundgesetz. In etwas kasuistischer Art setzt es die Pflichten des Benediktinermönches, die Strafen und die Besserungsmittel für diejenigen fest, die sich gegen die Regel vergehen; sodann die Pflichten und den Wirkungskreis des Abtes, des Priors, des Cellerrars. Es befaßt sich mit dem gesamten gottesdienstlichen und außergottesdienstlichen Leben des Klosters, z. B. den Zellen und der Nachtruhe, den Mahlzeiten und dem Refektorium, den Künstlern und namentlich auch mit den Gästen. Das überaus lesenswerte Buch ist eine Fundgrube für die Geschichte der Kultur seiner Zeit. Der aus der Wahl des Konvents hervorgehende Abt bildet den Grundstein der Kommunität. Es wird ihm überaus große Verantwortlichkeit auferlegt; aber er hat auch außerordentlich große Befugnisse. Er ist auf Lebenszeit dem Kloster Vater, erster Priester, König. „Semel abbas semper abbas“. Während ist die Sorge des hl. Benediktus um die Gäste (53. Kap. „Von der Aufnahme der Gäste“). Sie „sollen wie Christus aufgenommen werden, weil er einst sagen wird: Ich war ein Fremdling und ihr habt mich aufgenommen. Und allen soll die gebührende Ehre erwiesen werden, zumal den Glaubensgenossen und den Fremden. . . Die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt werde der Aufnahme der Armen und Fremdlinge zugewendet, weil in diesen vornehmlich Christus aufgenommen wird, wogegen den Mächtigen schon das Gebieterische ihres Standes Ehre erwirkt.“ Die Klöster waren zu Benediktus Zeit die einzigen Unterkunftsstätten der Reisenden.

In der Mehrzahl scheinen zurzeit die Benediktiner von Belz dem südwestlichen Deutschland anzugehören. Sie entstammen den verschiedensten Berufen und Ständen. Zwar sind auch gegenwärtig Adlige, selbst aus dem hohen Adel darunter, aber der Abt ist ein Handwerkerssohn. (Die gleichgewichtige und ausgleichende Verbindung von demokratischen und monarchischen Verfassungs-

bestandteilen ist wohl ein Grund der Lebenskraft des äußeren katholischen Organismus.) Und wenn Du von einem jungen Kleriker bedient wirst, so weißt Du nicht, ob sein Vater ein Landmann oder ein Herzog ist. Ein neugieriger Gast, der dem Fürstensonne seine Herkunft natürlich nicht ansah, fragte ihn bei einer solchen Gelegenheit, wo er her sei. „Aus der Hauptstadt des Landes.“ Was sein Vater dort sei? „Beamter.“ Unter den Novizen, die sich in ihrer Prüfungszeit durch alle Hausdienstverrichtungen durcharbeiten müssen, wird bei der Bestimmung zu diesen Tätigkeiten kein Unterschied gemacht. Wer von vornehmer Geburt ist, muß die Treppen ebenso gut kehren wie der in einer Hütte Geborene. Im Verkehr lassen die überall guten Verkehrsformen keinen Schluß auf die Herkunft zu. Mancher Benediktiner war bereits in der Welt zu Stand und Ansehen gelangt, bevor er in den Orden trat. Mancher ist vom evangelischen zum katholischen Bekenntnis übergetreten. Das Kloster gewährt seinen Insassen die Möglichkeit, nicht allein wissenschaftliche, künstlerische, technische Studien zu betreiben, sondern auch sie bis in die feinsten Verästelungen zu spezialisieren. Und sie wird ausgenützt. Außer der Theologie und allen ihren Hilfswissenschaften wird so ziemlich jede Wissenschaft, Kunst und Technik geübt. Wenn ich diesen Bericht mit Namen belasten wollte, so könnte ich eine in jedem Betracht große Liste zusammenstellen. Techniker, Kunsthandwerker und Künstler gibt es auch unter den Brüdern und ich habe in der Klosterkassette mit Bewunderung die herrlichen Emails und andere Goldschmiedearbeiten angesehen, die Bruder Roglerus, der Sohn einer Edelmetall-industriestadt bei Frankfurt, nach eigenen Entwürfen verfertigt hat und mich gefreut, mit ihm über seine ehemaligen Lehrer zu plaudern.

Bei aller Strenge wird die Regel des hl. Benedikt offenbar sehr elastisch gehandhabt. Die unabgeschliffenen geistigen und physiognomischen Individualitäten der Mönche fallen nicht minder auf, als ihre Frische, Unberührtheit und oft kindliche Heiterkeit; Eigenschaften, die man sonst bei dem grämlichen Geschlecht reiferer Gelehrten vergebens sucht. Wer ein Kloster noch nicht kennt, wird sich wundern, hier so viel frohen Sinn zu finden.

Während meines Verweilens im Kloster habe ich zwar mich gelegentlich mit mehreren Benediktinern unterhalten, aber Besuche habe ich nur zwei gemacht. Den ersten bei Abt Gabriel. Die bei der Einkleidung in das Ordensgewand angenommenen Klosternamen sind mit Weisheit, oft geistreich, bisweilen seherisch gewählt. Der Abt schaut in der Tat ein wenig aus, wie man sich einen Erzengel vorstellen könnte. Es ist einer der erlesenen Menschen, die durch die bloße Erscheinung siegen. Ein noch sehr jugendlicher Mann von hohem, geschmeidigem Wuchs, für den die Ordenstracht mit dem goldenen Abtskreuz an der großen Kette wie geschaffen erscheint, und mit einem langen, adeligen Kopf. Er schaut aus dunkeln Augen mit einem tiefen Blick, spricht sinnend, aber sehr beherrscht aus einem feinen, geistigen Mund mit wohlklingender und etwas vibrierender Stimme. Im ganzen das vollendete Urbild eines Kirchenfürsten. Schönheit, Stärke und Milde habe ich bei einem Menschen nie so vereint gesehen, wie hier. Wenn der Abt von Belz nicht zu noch Größerem berufen ist, wäre ich erstaunt.

Ferner suchte ich mehrfach den Begründer der Kunst auf, die gern mit dem Namen des Klosters Belz bedacht wird. Ob diese Benennung so richtig ist, bezweifle ich fast. Pater Erasmus hatte den Stil seiner Kunst, bevor er zu dem Kloster Belz in Beziehung trat. Zwar ist dann für Belz und den Benediktinerorden vieles im Sinn dieser Kunstrichtung von dem Meister und seinen Schülern, darunter noch lebenden sehr hervorragenden, dem Pater Petrus z. B. geschaffen worden. Aber ich habe den Eindruck, als ob die jeweiligen Abte sie als etwas der benediktinischen Art Homogenes mehr mit Wohlwollen zulassen, als nachdrücklich gefördert hätten. Ich kann mich irren. . . Pater Erasmus, der fast neunzigjährige Bildhauer, Baumeister und Maler empfing mich jedesmal mit der größten Liebenswürdigkeit. Er ist körperlich (bis auf eine kleine Beschwernis beim Gehen) und geistig von herrlicher Frische und von unerschütterter Kraft. Auf einer mittelgroßen Gestalt sitzt ein Löwenhaupt mit breiter, offener, prachtvoll gewölbter Stirn, langer, wenig gebogener Nase, zäher Nasenwurzel, klugen, schauenden, bisweilen schalkhaft glimmenden blauen Augen und einem mächtigen, schöngepflegten, wallenden Bart: Michelangelos Serenias ins Deutsche und Tätige überseht. Er hat eine besondere, zugleich eindringliche und behagliche Art, sich mitzutellen. Ich

hörte viel Merkwürdiges, Ernstes und Tiefes von ihm, aber auch Heiteres. Und bisweilen schien es mir, er erhebe sich auch leiblich über die Erde. Als ich ihn beim Abschied um eine Zeile der Erinnerung bat, schrieb er mit seiner, klarer Schrift auf ein Papier die Worte: „Ora et labora. Zum freundlichen Andenken. Belz, 23. Juli 1921. P. Erasmus O. S. B.“

Das Kloster Belz hat mir die tiefsten Eindrücke gegeben. Nur über einige habe ich berichtet. Als ich es verlassen mußte, war es

mir, als ob ich mich von einer glücklichen Insel wieder ins Meer einschiffte. Aber wie jeder, der willigen Herzens sich dort aufhalten hat, empfing auch ich ein köstliches Gastgeschenk: das, was mir während meines Aufenthaltes als das Seligste erschienen ist. Wenigstens ein Stück davon trage ich mit mir in die wirre, unruhige Welt hinaus, von dem Gottes- und Menschenfrieden, den die Welt nicht geben kann:

Pax.

Albert Sexauer / Glück.

Bonach die Sehnsucht unsrer Seelen brennt,
Das heißt uns Glück, wie es auch sonst sich nennt:
Macht, Schönheit, Reichtum, Liebe, Ruhm,
Genuß,
Erträumter Werte goldener Ueberfluß.
Und keinen gibt's, der nicht in hellen Stunden
Sejubelt, wenn er solch ein Glück gefunden,
Und keinen auch, der nicht in trüben Tagen
Sejammert, wenn er eins zu Grab getragen.

Und gleicht doch all dies Glück, das wir erringen,
Dem Glanze nur, der spielt auf allen Dingen
Und der wie sie, wenn es ans Letzte geht,
Im Unbekannten ohne Spur verweht,
Indeß das Licht, dem aller Glanz entstammt,
Aus Ewigkeit in Ewigkeiten flammt.
— — — — —
O fänden zu der Quelle wir zurück,
Aus der das Letzte quillt, das ewige Glück!

Albert Sexauer / Freier Glaube. — Eine Selbstanzeige.

Wenn irgendwer irgendwo die Notwendigkeit religiöser Erneuerung betont, so pflegt — besonders in sogenannten gebildeten Kreisen — der Einwand nicht auszubleiben, daß dafür doch augenblicklich ganz und gar nicht die Zeit sei, indem ganz andere „Interessen“ im Vordergrund stünden, und zwar mit vollem Recht. Wozu also, heißt es dann, sich ernstlich mit solchen Dingen befassen? Gewiß: Religion an sich sei ja eine ganz hübsche Sache; und es könnte vielleicht nicht uninteressant sein, darüber gelegentlich in der beliebten ästhetisch-philosophischen Teekränzchenweise zu disputieren, aaaber — wie gesagt: die Zeit! Es gibt eben heute Dinge, die vorgehen, nicht wahr? Die Welt ist nun einmal so! Nicht wahr? Darcin muß man sich finden, nicht wahr?

Nun, diese Meinung ist natürlich grundfalsch. Die Welt ist gar nicht „so“; so nämlich, wie sie sich heute öffentlich darstellt. Die Frage, womit sie uns angrinst, und die freilich unsagbar infam und niederträchtig aussteht, die ist doch nicht so ganz das wahre Gesicht unserer Zeit. Gottseidank! Es gibt ihrer genug, die sich durchaus nicht darcin finden wollen und werden, daß die Welt so sei (und bleibe) wie sie heute erscheint, und auch ihre Zeit wird wiederkommen. Darum braucht einem nicht bange sein. Inzwischen ist freilich die Meinung der andern ein rechtlicher Nebel. Ein gefährlicher Nebel; denn sie hat etwas Bestehendes. Sie klingt so nach einer gewissen geistigen Ueberlegenheit, als welche die Dinge unbeirrbar so sieht, wie sie nun einmal sind, und sich keinerlei Illusionen hingibt. Und dann: sie erspart jedem, der sich mit ihr bewaffnet, die Not einer reinlichen Entscheidung und müßigen Stellungnahme; das ist allein schon ein Vermögen wert. Was Wunder, daß sie so beliebt ist! eine so bequeme, überlegene, lauwarme Meinung! und so besonders beliebt in unserem guten alten, in Winterkälte wie Sommerglut gleich lauwarmen Karlsruhe!

Eben deshalb aber liegt es nahe für den Verfasser einer Schrift, die einzig nur auf jenes Ziel religiöser Erneuerung eingestellt ist, gegen diese Meinung gerade hier ein paar Worte zu verlieren. Dadurch irgendwie das Urteil anderer über seine Arbeit zu beeinflussen, liegt ihm vollkommen fern. Im Gegenteil: je mehr Menschen sich darüber ihr eigenes Urteil bilden, je lieber ist es ihm. Denn urteilen kann nur der, der eine Sache kennt. Worauf es aber hier ankommt, das ist: eine Meinung zu erschüttern, die den damit Behafteten von vorneherein die Sache ablehnen läßt, weil es ja doch — nicht wahr? — gar keinen Sinn und Zweck hat, sich mit solchen Dingen ernsthaft zu befassen, heutzutage — nicht wahr?

Es handelt sich um ein kleines Nüchlein, das dieser Tage hier erschienen ist*). Ein Bekenntnis. Wie es gemeint und zu verstehen sei, das möge jeder aus den wenigen Seiten, die es umfaßt, selber entnehmen. Absicht und Veranlassung, darüber an dieser Stelle mehr zu sagen, bestehen nicht. Für den hier verfolgten Zweck genügt es, einige Worte herauszugreifen, und zwar die, mit denen der dritte Satz des Bekenntnisses beginnt: Wir glauben an den Menschen . . .

An den Menschen glauben. Das ist doch — nicht wahr? — der bare Unsinn; heutzutage! — nicht wahr? Dergleichen tun

*) Freier Glaube. Ein Bekenntnis von Alb. Sexauer. G. Braunschweiger Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe. (6,50 Mk.)

— oder gar vollends von andern verlangen — das kann eben doch nur ein unheilbarer Ideologe — nicht wahr?, einer von denen, die keine Ahnung davon haben, wie Welt und Leben, wie die Menschen nun einmal wirklich sind — nicht wahr? An den Menschen glauben — das ist ja doch, genau gesehen, einfach lächerlich; nicht wahr?

Du lieber Himmel! Als ob der, der diesen Satz niedergeschrieben hat, als ob ich wirklich nicht wüßte, wie die Menschen sind! nicht wüßte, daß die Gauner und Spitzbuben — vielleicht von Ewigkeit her, heute aber ganz gewiß — in der Mehrzahl sind! nicht wüßte, daß Bosheit und Neid und Streberei den Weg zur vollen Krippe besser und schneller finden als aufrechte, unverbogene Ehrlichkeit! nicht wüßte von jener Liebeshörigkeit, hinter der die niederträchtigste Berechnung lauert, nicht von jener Sorte von guten Freunden, die es so trefflich verstehen, hintenherum zu heben, Fallen zu stellen, erwiesenes Vertrauen mit Lügen und Verleumdungen zu vergeteln! — du lieber Himmel! Wer nimmt mir alle die Enttäuschungen ab, die ich an Menschen schon erlebt habe? Ich könnte sie billig geben; denn wahrlich, ich habe keinen Mangel daran. Und doch — wenn sie mir einer abnehmen könnte oder wollte, ich gäbe sie nicht her; nicht um alles in der Welt gäbe ich sie her. Denn wenn ich heute niederschreibe: ich glaube an den Menschen, so erhält dieser Satz Wert und Gewicht einzig und allein dadurch, daß ich dazusetzen kann: obgleich ich die Menschen recht gut kenne.

„Glauben an den Menschen?“ meinte ein Freund von mir der den Satz las, und zog die Augenbrauen hoch; „Ja — glauben, daß die Menschen eine . . . bande sind, so ungefähr stimmt's.“ „Mit Verlaub“, gab ich ihm zur Antwort, „das brauche ich nicht zu glauben. Das sehe ich; das weiß ich. Aber das eben ist der Unterschied zwischen Wissen und Glauben; der Unterschied, den alle die immer wieder übersehen, die die Wissenschaft über alles stellen. Wissenschaft geht auf die Wirklichkeit. Das ist ihr großer Vorteil. So kann sie jederzeit eine klare Bilanz aufmachen; es sind lauter sichere, nachweisbare Posten in Rechnung zu stellen. Aber — jeder neue Posten ändert die Rechnung. So wird sie abhängig von der Wirklichkeit; und das ist ihre Schwäche. Sie kann uns nie über die Wirklichkeit weghehlen. Was hilft Wissenschaft gegen — eigene oder fremde — moralische Mängel? — Was hilft Wissenschaft an einem Grabe? — Der Glaube dagegen geht auf die Wahrheit. Er bleibt nicht am Neßern haften. Der Mensch ist unzulänglich. Wohl. Das weiß jeder am besten von sich selber. Aber jeder, der etwas mehr ist als ein zweibeiniges sprachbegabtes Tier, weiß auch, daß es ihm möglich ist, über seine Unzulänglichkeit hinauszuwachen. Und wodurch? Doch eben durch nichts anderes als eine ihm innewohnende Kraft, an die er freilich, um sie zur Wirkung zu bringen, glauben muß. Woran er aber bei sich selber glauben gelernt hat, das kann er bei keinem Mitmenschen leugnen: die Möglichkeit und damit die Sehnsucht, sich über die eigene Schwäche zu erheben, steht in jedem. In jedem ohne Ausnahme. Sie macht das Wesen des Menschen aus, seine Wahrheit, im Gegensatz zu seiner oft so fragwürdigen Wirklichkeit. Daran zu glauben, das heißt Dich mit einem Schlag über alle Abie, die aus der untermenschlichen Sphäre stammen. Was Menschen gegen Dich Süssliches

tun mögen, — sei getrost: genau so weit damit im Unrecht sind, wendet sich die Schärfe ihres übeln Handelns gegen sie selber, gegen ihr eigenes innerstes Selbst. Das Bewußtsein davon fragen sie mit sich herum, sie mögen sich dagegen wehren so sehr sie wollen, und während es vielleicht — was oft genug vor- kommt — zunächst ihre Bosheit gegen Dich noch steigert, und sie meinen Dir wunder wie weh zu tun mit ihrer armseligen, giftigen Verlogenheit, tun sie Dir, genau besehen, eigentlich leid, als die betrogenen Betrüger, die sie ja doch sind. So wenig wird der Glaube an den Menschen erschüttert durch die Unerschrockenheit der Menschen, denn so hoch hebt er Dich über die Ebene hinaus, in der jene Dich noch zu berühren vermag."

Dies ungefähr sagte ich meinem Freund.

Und nun: der sehr geneigte Leser merkt am Ende gar schon etwas? In dem erwähnten Bekenntnisbüchlein steht: Wir glauben an den Menschen, und dieses „wir“ schließt ja freilich eine Forderung an den Leser (und erhofften Mit-Bekennern) ein: ist diese Forderung nun wirklich etwas so unsinnig unglücklich Zweckloses, wie es gewissen Leuten und Meinungen erscheint? Ist es nicht eine unserer fürchtbarsten und beschä-

mendsten Nöte, daß Glaube und Vertrauen von Mensch zu Mensch immer mehr schwindet unter uns? Und ist denn etwas wie ein wirklicher Wiederaufbau europäischen Lebens (womit hier selbstverständlich nichts etwa dem Plathenauschen politisch-wirtschaftlichen Riesengeschäft Ähnliches gemeint ist) — ist ein wirklicher Aufbau denkbar ohne die Grundlage eines neu aufflammenden Vertrauens zwischen den Menschen, Klassen, Ständen, Nationen, die daran teilnehmen sollen?

Und weiter: wenn nun hier, in dem kleinen Bekenntnisbüchlein, ein Fundament dazu nicht gelegt wäre, das ausschließlich in religiösem Boden gegründet, jenes uns so schmerzlich mangelnde Vertrauen als selbstverständliche Befruchtung des zu errichtenden Baues trüge, wäre damit nicht ein entscheidender Beweis für die Notwendigkeit, die Zeitgemäßheit, die tiefe Berechtigung des Strebens nach religiöser Erneuerung geführt? Und verdiente also eine Arbeit wie diese nicht doch ernst genommen und gelesen zu werden?

Mit dieser Frage will ich schließen. Sie zu beantworten, liegt an allen denen, an die sie hiermit gestellt ist.

Magda Fuhrmann / Salom Bloch's Sabbath.

Schwüler Spätfrühling lag über dem russisch-polnischen Garnisonstädtchen. Es war im ersten Jahre des großen Krieges.

Die schwarzen Söhne und Töchter Israels arbeiteten heute, als am Freitag, mit verdoppeltem Eifer. Sie wußten: nur noch wenige Stunden und der Schabbesabend begann!

Im Städtchen selbst merkte man nicht viel von den Venzwundern. Bloß der Aprikosenbaum vor dem kleinen Lazarett deutete mit seinem zarten und dabei leidenschaftlichen Blüten auf den jauchzenden, lodernen Frühling. Still und schwer verträumt stand der herrliche Baum, eine Naturschöpfung und ein Kunstwerk zugleich. Das Wimmern der verwundeten Soldaten erreichte ihn nicht. Auch würde es ihn gar nicht belästigen, so durchdrungen war er von Glück und Wärme, vom Gottgefühl vollendeter Schönheit.

Daneben wirkte das Lazarett wie eine dunkle Welt von Schmerz. Während der frühlingsselige Blütenbaum sein heißglühendes Lebenslied sang, klang es aus den engen Krankenzellen wie der Verzweiflungsschrei Gemordeter.

Die beiden ersten Räume waren stark besetzt. Im letzten Zimmer lagen nur zwei Soldaten, ein Russe und ein Jude. Überall roch es nach Unsauberkeit und Wunden und die große Hitze malte den tief Leidenden einen noch gequälteren Zug in die flebrigen Gesichtser. Ein polnischer Feldscher, der mit jeder Art von Desinfektion auf feindlichem Fusse stand, ging mürrisch zwischen den Patienten hin und her. Dazwischen zeigte sich eine Krankenschwester mit kokettem, weißen Schürzchen und einem üppigen Triebleben auf den allzu roten Lippen.

„Es ist so drückend heiß,“ wandte sich der Jude klagend an den Russen. Aber dieser schlief wie gewöhnlich. In Wirklichkeit war er gar nicht krank. Gewandt simuliert er bloß allerlei Leiden, um noch länger im Hospital gelassen zu werden, wo es ihm besser gefiel als an der Front.

Die Krankenschwester warf einen flüchtigen Blick in die letzte Zelle. Wirklich ernste Fälle gab es ja augenblicklich gar nicht im Lazarett. Der Salom Bloch mit seinem Lungenschuß — der allenfalls — aber er war ja nur ein Jude. Vier Uhr. Im Ambulanzzimmer hielt der Feldscher Nachmittagsruhe. Er konnte sich das gestatten. Der Oberarzt war bereits des Morgens im Lazarett gewesen und der Unterarzt trat jedenfalls nicht vor dem spätesten Abend seinen Nachtdienst an. Der Feldscher schlief mit schwer geschlossenen Augen, in vollkommener Hingabe.

Auch der Russe schlief. Sein milder Schlummer drückte ihm den Stempel niedrigen Behagens auf. Angekelt fehrte der Jude ihm den Rücken. Dieses Tier durfte schlafen, während er sich im düsteren Inferno absolutester Schlaflosigkeit befand. Nie, auch nur für eine halbe Stunde, war ihm Erlösens des Ausruhens gegönnt. Er öffnete sein grobgestreiftes Mattenbündel. Weht mir doch einen Atemzug frischer Luft! Stechende Schmerzen schnitten wie mit Messern in seinen Lungen. Er glaubte zu ersticken.

Dann schloß er erschöpft die Augen. Die letzten Kriegserinnerungen kamen ihm wieder. Wie roter Nebel stieg es vor ihm auf. Blut! Er roch, er fühlte, er schmeckte Blut. Einen wilden Haufen halb Wahnsinniger sah er, Menschen, die sich untereinander zerfleischten wie die Raubtiere im schwarzen Walde, Menschen ohne Gnade, Bessere oder Verbrecher. Mit einer hysterischen Bewegung fuhr er zusammen. Er durfte, er wollte nicht mehr an dies alles denken. Sonst hätte er sich aus dem Fenster stürzen müssen.

Im Nebenzimmer räusperte sich der Feldscher. Eine phantastisch große Katze war mit dem nackten, runden Blick schamloser Freiheit über den Tisch des Ambulanzzimmers gelaufen, hatte die verstaubte Lysolflasche zum Fallen gebracht und den Schläfer aufgeweckt. Mit offener Uniform und dreiviertel verklebten Augen trat der Feldscher nun an Salom Blochs Bett, ihm ein trübes Tränkchen entgegenhaltend.

„Trink, Krulli, du kranker Schuft hast es ja nötig.“

„Ich mag nicht,“ kammelte der Jude weinerlich nervenschwach.

„Mag nicht, der Herr Krulli,“ wütete der Feldscher, „trink sofort oder ich stülpe dir das Glas über deinen Kopf aus, du verdammte Judenanaille.“

Salom überwand sich mit Mühe. „Eine betäubend unreine Luft ist hier,“ meinte er darauf verzweifelt.

„Versteht sich,“ nickte der Feldscher, „es riecht einfach nach Knoblauch. Man braucht dich ja nur anzusehen, Bloch, und gleich spürt man den spezifischen Judenduft.“

Als ob er einen vorzüglichsten Witz gemacht, lachte er laut, bis zum Erbrechen und schob sich befriedigt aus der Zelle.

Salom Bloch stöhnte. Sein Gesicht schien allerdings nur dazu erschaffen worden sein, um von den polnischen und russischen Soldaten angespien zu werden. Er blieb unter allen Umständen die jüdische Kanaille, die jeder zertreten durfte.

Gleichviel, er vergötterte seinen Stamm. Ein Volk, das den Moses geboren, war jeder anderen Nation ebenbürtig. Und gab es nicht auch schöne Rasseerscheinungen unter seinen Brüdern? Männer, stolz und ernst wie die alttestamentlichen Propheten? Aristokraten der Seele, Elitemenschen.

Erregt richtete er sich in seinem Bette auf. Heute war ja Schabbesabend. Da würde in jeder, selbst der geringsten Judenhütte Licht brennen und aus der Synagoge würden die Gesänge zum nahen Militär-Hospital hinübertönen. Er liebte es, dieses pessimistische, grandiose Klagehied Alt-Israels. In diesen schwerblütigen Klängen lag seine ganze Heimat. Könnte er sich doch auch mischen unter die Menge gedemütigter, erniedrigter Juden, die heute zur Synagoge strömten, um den Schabbes zu begehen, den sie so sehnsüchtig erwarteten. War er denn nicht auch ein erniedrigter Gekreuzigter, der auf einen Schabbes harrete?

Träge schlüpfen die vor Hitze dampfenden Nachmittagsstunden. Der grausame Vampir Wundfieber saugte sich am sterbenden Salom fest und schlürfte sein Leben aus allen Pulsen. Er war ein schauerlicher Feinschmecker. Schwarz und hart klebte der Verband an des Juden Körper.

Wer hatte diesen unerhörten Schrei ausgestoßen? Der Russe schnarchte weiter. Also mußte es wohl Salom Bloch gewesen sein. Er haßte jenen grobschlächtigen Schläfer. Der schien sogar zu faul, um zu leben. Bloch schlafen konnte er!

Draußen ging die Sonne in roten Feuern unter. Salom konnte ihren stolzen Flammenwagen durch das schmutzblinde Fenster sehen. Wie eine Königin verblutete sie, in Purpur. Es war doch schön und strahlend, wenn eine Sonne starb, während der Tod des Menschen bleich und schwermütig blieb. Ein Sonnenuntergang kam ihm viel größer als ein Lebensuntergang vor.

Dämmriger wurde es, stiller. Hin und wieder glommen die kupferigen, dunkelgoldenen Sonnenschwerter noch einmal auf, um dann leise zu verklingen. In der Synagoge begann man zu singen. Salom horchte verzückt. Jeder Tropfen seines

geknechteten Blutes schlug für sein Volk. Könnte er doch den eigenen Leib hingeben als Rauchopfer für die mißhandelten Brüder! In diesen heiligen, alten Liedern lag so viel morgenländische Plastik. Er sah das gelobte Land vor sich.

Ein sammetgrünes Gelände sah er. Reiche, schimmernde Weinberge. Rote Gärten, in denen Vienen schwärmten. Und materische, dunkle Gewächse, die aus starken Blättern dufteten.

Er sah ein Mantier, das mit Delkrügen beladen, langsam den steilsten Felsenpfad emporstieg. Er sah einen Hirten mit schwarzem Haar. In einem tiefen Tal blies er die Flöte. Zwischen hohen Zypressensäulen leuchtete ein Tempel in asiatischer Juwelenpracht und daneben stand ein stiller, weißer Blütenbaum wie ein schlanker, junger Priester mit frommen, bleichen Zügen. Hoch oben aber zogen schwere Wolken in schwarzen Gewändern mit goldenem Saum. Erhabenen, biblischen Seherinnen gleich, wallten sie feierlich in den offenen Himmel.

Doch überall, oben und unten, konnte man einen Hauch tiefer Trauer spüren.

Die gleichgültige Stimme des Unterarztes weckte Salom aus seinem Traum. In der Physiognomie des russischen Unterarztes lag etwas ausgesprochen Halbes. Halbe Pflichttreue, halber Leichtfinn, halbe Gemeinheit und halbe Gutmütigkeit, lauter äußerst billige Waren.

„Schönes Wetter heute, Hrull! Paß auf, in einer Woche bist du wieder gesund und suchst dir ein hübsches Liebchen.“

Erst der tothwunde Blick des Sterbenden ließ ihn erkennen, welch ungeheuren Zynismus er eben ausgesprochen.

„Na, na, armer Teufel,“ stotterte er freundlich, „täte es dir schon gönnen. Adieu für heute.“

Die weiche Stimmung des Arztes benutzend, hält Salom den Davoneilenden am grünverschossenen Offiziersstittel fest.

„Ach, der Verband,“ sagte der Arzt nachlässig, „richtig, ich vergaß ihn. Ist auch alles eins.“

Salom wehrte ängstlich. „Nein, nein, nicht verbinden. Ich hätte aber eine so große, große Bitte.“

Jedes seiner Worte fiel wie eine brennende Träne nieder, vergossen in der Angst seligen Hoffens und schmerzvollen Entjagens.

„Doktor,“ stammelte er, „seht muß der Aprikosenbaum blühen. Würden Sie mir wohl einen kleinen Zweig bringen? Wenn ich auch nur eine arme, tothranke, jüdische Kanaille bin, hat sich der Baum immerhin für mich geschmückt, ebenso gut wie für die anderen. Doktor?“

Der Unterarzt zündete sich umständlich eine Zigarette an. „Blütenzweig. Na, meinetwegen.“ Und spornklirrend ging er fort.

Draußen war unterdessen der Mond erschienen. Weiße, schimmernde Lilienbahnen, leuchtende Silberseen. Jede kleinste Blüte des Aprikosenbaumes erglänzte in schneeligem Feuer. Der Mond liebte jede Blüte.

Unter dem flimmernden Baum stand Zofia, des polnischen Bäckers Tochter und starrte verzaubert hinauf. Der Doktor glaubte noch nie etwas so überwältigend Schönes gesehen zu haben wie dieses mondverzückte Mädchen. Er vergaß, weshalb er in den Lazarettgarten gegangen war. Sein junges Blut flammte bis zur Siedeglut auf.

Mondzauber — Mondflüsse. Die beiden mondtollen Menschen flüsternten unter dem Baum. Durstig trank der Mann von fordernden, dunklen Lippen. Der Mond sah leuchtend zu. In seiner schimmernden Silberseele barg er das Liebesgeheimnis dieses jungen, wilden, berauschten Paares.

Sie flüsternten — schwiegen — flüsternten wieder. „Schenke mir eine Aprikosenblüte,“ bat Zofia, „ich will sie mir ins Haar stecken.“

Der Arzt zerrte einen ganzen Zweig der entzückendsten Blüten vom Baum.

„Da, nimm, du Märchen.“

Während er aber die Blüten emporhebt, um sie dem schönen, leidenschaftlichen Mädchen ins Haar zu winden, fiel ihm plötzlich die elende Zelle im Lazarett ein und der sterbende Soldat, dem er eine kleine Aprikosenblüte holen sollte. Verlegen barg er die Blüten in seinem Uniformrock. Er schämte sich. Aber nicht etwa, weil er des Juden Bitte vergaß, nur

weil er doch noch an den Lumpenkerl gedacht, während er ein bildschönes Mädchen schmücken und lieben durfte. Immerhin hielt er die Blüten wohlverwahrt.

„Angebetete Zofinka,“ sagte er endlich, „leider ruft mich mein Nachtdienst ins Hospital zurück. Da gibt es einen Totkranken.“

„Du willst mich verlassen?“ mault die Bäckerstochter, „wer macht dich mir abspenstig?“

„Ach, eigentlich nur ein Jude.“

„Nur ein Jude?“ — Sie lachte sorglos und glodentklar. Dann schlang sie ihre weichen Arme in seidigem Liebespiel um seinen Nacken. Er vernahm den tiefstönigen Jubelgesang roten, lobenden Lebens. Was ging Not und Tod ihn an? Der große Kauf des Lebens schwang seine Glutfadel. —

In seinem weichen Bette lag Salom Bloch ganz still und ganz glücklich. Bald würde er ja den Frühling sehen! Bald kam der Arzt mit den Blüten.

Aber warum blieb er nur so lange weg? Gott, Gott, wenn er vielleicht gar nicht wiederkehrte?

Intensiv drangen die Töne aus der Synagoge in die Krankenzelle. Salom wurde mit einem Male unruhig. Die große Unruhe des Sterbenden packte ihn. Seine Brust leuchte. Er begann grauenvoll zu husten. Die Klänge aus der Synagoge hörte er gar nicht. Aber ganz andere Töne schlugen an sein Ohr. Alle Schimpfworte, mit denen er im Soldatendienst überhäuft wurde, alle entsetzlichen Schmähreden stiegen wieder vor ihm auf und versetzten ihn in einen, bis zur Naserei zerquälten Zustand. Ab und zu krümmte er den Rücken, denn es schien ihm, als ob die alten brutalen Dienstprügel wieder auf ihn niederregneten. Galtet doch ein, Leute, Erbarmung. Seht ihr denn nicht, wie krank ich bin? Wartet, bis ich mich ein wenig erhole. Aber nein, ich werde nie wieder gesund. Da kommen sie von neuem, die Marterer mit ihren Geißeln. Mein Blut strömt. Schmeckt's gut, Hrull? Und noch, noch mehr Schläge. Ja, ihr kommt, aber der Doktor kommt nicht mehr. Und so sehe ich den Frühling auch nie wieder. Da sind neue Blutjäger, Peitschen haben sie. Ich kann einfach nicht mehr. Und die Hitze hier in der Zelle! Versteht ihr, so ein armer Teufel, der nicht mehr kann. . .

Der Todeskampf war entsetzlich. Er dauerte noch eine Zeitlang. Und dann starb Salom Bloch. So, wie elende, jüdische Kanallen sterben: mit gekrümmtem Rücken, mit Schimpfworten im Ohr, gepeitscht und verachtet.

Mitten im Vollmondzauber vernahm der junge Arzt die Klänge aus der Synagoge so deutlich und drohend. Da fiel ihm der Kranke Jude zum zweiten Male ein. Teufel auch, es handelte sich vielleicht um eine letzte Bitte.

Nach einigen Augenblicken stand er schwer bestürzt vor dem Toten.

„Warum riefst du nicht nach mir?“ Erregt rüttelte er den Ruffen wach. Dieser gähnte.

„Meine Sache ist es nicht, den Kranken heizuziehen,“ erwiderte er apathisch, „und da der Doktor, der Feldscher und die Schwester alleamt verschwunden waren, dachte ich, daß der Bloch noch nicht sterben würde, und legte mich wieder auf's Ohr.“

Der Ruduck hole diese Lotterwirtschaft! Eifrig mißhandelte der Doktor seinen verkühten, rotblonden Schnurrbart. Warum hatte er auch ausgerechnet gerade heute in den Hospitalgarten laufen müssen? Wichtig: um Aprikosenblüten zu holen.

Linkisch griff er in seine Uniform und zog einen kleinen Blütenzweig hervor. Verwelkter Aprikosenduft stieg auf und die zarten, rosa Blüten schienen völlig zerknittert.

Aber Salom Bloch sollte sie dennoch haben, obgleich er schon gestorben und die Blüten schon zertrümmert.

Still ruhten die toten Blüten an der Brust des toten Mannes. In seinem ganzen Leben hatte sich nie etwas so weich an Salom Bloch geschmiegt, wie diese Blüten im Tode. Ein leises, süßes Lieblos ging von ihnen hinüber zu ihm. Und es war, als ob der arme, tote Jude das fühlte, denn in seine bleichen, stummen Züge trat ein verklärter Friedensschimmer.

Kam nun auch für ihn endlich die Ruhe? Die große Ruhe des Ueberwundenhabens? Die hohe, heilige Sabbatrube. —